

Konfliktkompetenz lehren

Zur Debatte um die Spezifika der Lehre in der Friedens- und Konfliktforschung

von Christoph Weller (Augsburg)

Neben vielen anderen Lehr-Inhalten, die in einem Studiengang der Friedens- und Konfliktforschung eine wichtige Rolle spielen, scheint „Konfliktkompetenz“ ein unumstritten wichtiges Lehrziel zu sein – so lassen sich zumindest die Diskussionen resümieren, die beim jüngsten Treffen des Arbeitskreises „Curriculum und Didaktik“ der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) in Duisburg engagiert und intensiv geführt wurden. Doch was bedeutet dies für die Lehrenden in der Friedens- und Konfliktforschung und was könnte es bedeuten? Hierzu wollen die nachfolgenden Überlegungen einen Diskussionsbeitrag leisten.

Konfliktkompetenz besitzt meiner Erfahrung nach mindestens die nachfolgend dargelegten drei Dimensionen (vgl. dazu auch Büttner 2002; Edmüller/Jiranek 2010; Kilb 2012; Kreuser et al. 2012; Herrmann 2013; Berkel 2014; Bös et al. 2015). Zunächst geht es um **Wissens-Kompetenzen**: Wer gewissermaßen "Konfliktologie" studiert, muss am Ende Kenntnisse über Konflikte besitzen, ähnlich wie bei der Soziologie über Gesellschaft oder bei Theologie über Gott. Diese Art der Konfliktkompetenz zu vermitteln ist wohl die einfachste Übung, weil sie im Grunde genauso verfahren kann wie alle anderen wissenschaftlichen Disziplinen ... das kennen wir alle, so haben wir in aller Regel studiert und können unsere Kenntnisse daher auch weitervermitteln.

Anspruchsvoller wird es an der Stelle, wo Studierende uns mit der Erwartung konfrontieren, in einem Studium der Friedens- und Konfliktforschung auch etwas darüber lernen zu wollen, wie man Konflikte lösen bzw. zumindest konstruktiv bearbeiten oder zu ihrer Deeskalation beitragen kann. Die Friedens- und Konfliktforschung ist offenbar auch deshalb attraktiv, weil sie den Eindruck vermittelt, etwas Lebenspraktisches vermitteln zu können. Alle Studierenden haben – spätestens in der Pubertät – die Erfahrung gemacht, dass sie in Konflikte geraten, die sie als hindernd, belastend oder gar traumatisierend erlebt haben und wofür sie gerne die Kompetenz besessen hätten, die jeweiligen Konflikte lösen zu können. Und wir erleben teilweise Ähnliches, wenn wir als Friedens- und KonfliktforscherInnen gefragt werden, was der Beitrag unserer Wissenschaft dazu ist, Konflikte zu befrieden, die zum gewaltsamen Austrag eskaliert sind. Beides ist ja auch nicht unberechtigt, betrachtet man den Ausgangspunkt der modernen Friedensforschung: der war nicht die Entwicklung von Friedenstheorien, sondern die Kritik am politischen Umgang mit Konflikten – insbesondere internationalen Konflikten – verbunden mit dem Anspruch, zugleich einen praxisorientierten Beitrag hierzu leisten zu können (vgl. Weller 2016).

Die Erwartung der Studierenden, im Rahmen eines Studiums der Friedens- und Konfliktforschung auch **praxistaugliche Konfliktkompetenz** zu erwerben, lässt sich also kaum zurückweisen, sondern muss sogar als besonders präzises Vorverständnis genau jener Tradition aufgefasst werden, in welcher die Studiengänge der Friedens- und Konfliktforschung in Deutschland – und nicht nur hier – stehen. Es sind also mindestens diese zwei Dimensionen von Konfliktkompetenz, um deren Vermittlung wir uns in einem Studiengang der Friedens- und Konfliktforschung kümmern sollten:

- Wissen und Kenntnisse über Konflikte als Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung, Forschung, Theorie etc.;
- Kompetenz für Konflikte, um in Konflikten kompetenter agieren zu können.

Nun sind aber Konflikte nicht nur ein Gegenstand draußen in der Welt, für die wir unsere Studierenden der Friedens- und Konfliktforschung vorbereiten. Bei Zugrundelegung eines breiten Konfliktverständnisses, in dem sich sowohl von Ehe-Konflikten als auch von Großmacht-Konflikten sprechen lässt, ist offensichtlich, dass Konflikte zum Alltag des

sozialen Zusammenlebens auf allen Ebenen gehören. Und in besonderer Weise und Häufung treten sie in Institutionen auf, die von starken Ungleichheits- und Machtverhältnissen geprägt sind – u.a. in Universitäten.

Bezeichnen wir mit „Konflikt“ soziale Interaktionsprozesse, in denen Uneinigkeit artikuliert wurde und darüber erkennbar wird (vgl. Weller 2014), ist offensichtlich, dass es Konflikte auch in der universitären Lehre gibt und deren Zahl wohl in nicht unerheblichem Maße vom Verhalten der Lehrenden abhängig ist. Eine solche Konstellation würden sich wohl viele andere Fächer wünschen: den Gegenstand des Unterrichts jederzeit hervorzaubern und betrachten, ja sogar mit ihm experimentieren zu können: In pädagogischen Seminaren hätte man gerne mal zwei, drei Schülerinnen als Versuchs- oder Veranschaulichungsobjekte vor Ort, in der Religionswissenschaft ganz verschiedene Glaubende, die in wenigen Sätzen ihre Glaubensüberzeugungen formulieren könnten, in der Politikwissenschaft mal einen NPD- oder FDP-Wähler und in der Physik die Möglichkeit, einen Blitz im Seminarraum niedergehen zu lassen.

Wie großartig und anschaulich müsste doch die Lehre in der Friedens- und Konfliktforschung sein, weil sie scheinbar Anschauungs- und Anwendungsmaterial am laufenden Band zur Verfügung haben kann, fast nach Lust und Laune. Doch gibt es bei dieser didaktischen Phantasie leider auch noch einen Pferdefuß: Die Frage der Konfliktkompetenz! Schüler, Wählerinnen und Blitze sind leichter beherrschbar als Konflikte, weil keine sozialen Eigendynamiken damit verbunden sind. Wenn wir unsere eigenen Konflikte im Seminar als Material für die Vermittlung von Konfliktkompetenz nutzen wollten, setzte dies ein erhebliches – wenn nicht gar übermäßiges – Maß an eigener Konfliktkompetenz voraus. Denn wir müssten ja quasi auch bei (noch) mangelhafter Konfliktkompetenz der anderen Konfliktpartei, z.B. einer Gruppe von Studierenden, die mit irgendetwas nicht einverstanden ist, in der Lage sein, den entstandenen – oder aus didaktischen Gründen provozierten – Konflikt einigermaßen produktiv zu bearbeiten und nicht einfach auf Grundlage unserer Machtposition zu entscheiden. Nur so wäre zu gewährleisten, dass er zum einen nicht die Lernsituation behindert und zum anderen als einigermaßen beispielhaft gelten kann, denn ansonsten gilt der Satz prä-pubertierender Kinder: "Vergesst Erziehung, wir machen euch sowieso alles nach!"

Wir haben es also ganz offensichtlich mit einer dritten Dimension von Konfliktkompetenz zu tun, die sich vielleicht so formulieren ließe: beispielhaft produktiv mit Konflikten umgehen! Dies scheint jedoch nicht ganz so einfach zu sein, wie den ersten beiden Dimensionen von Konfliktkompetenz zu entsprechen: einerseits, weil die Konflikte in der Lehre unvermeidlich und auch nicht aufzulösen sind, und andererseits, weil die Konflikte zwischen Lehrenden und Studierenden Teil einer Machtstruktur sind (vgl. Reiber 2012) und darin vielfältige Abhängigkeitsverhältnisse enthalten sind: bezogen auf die Lerninhalte, Leistungsanforderungen, Leistungsbewertung etc.

Will man in diesem Kontext „Konfliktkompetenz“ in allen drei Dimensionen vermitteln, müssten man an die Lehrenden in der Friedens- und Konfliktforschung mindestens die folgenden drei Erwartungen richten:

- 1) Besondere **Konfliktbearbeitungs-Kompetenz**, denn das eigene Verhalten in Konflikten kann nur dann einen überzeugenden Beitrag zur Vermittlung von Konfliktkompetenz leisten, wenn darin eine besondere Kompetenz auch sichtbar wird.
- 2) Besondere **Reflexionskompetenz**, um das eigene Verhalten in Lehrsituationen und in der Interaktion mit Studierenden als Form der Konfliktbearbeitung in einem Macht- und Abhängigkeitsverhältnis beobachten zu können.
- 3) Besondere **Kommunikationskompetenz**, um in einem prinzipiell konfliktiven Interaktionsverhältnis das eigene Konfliktverhalten – reflexiv – thematisieren und zum Gegenstand der Lehr-Lern-Situation machen zu können.

Damit bewegen wir uns aber in einem Kompetenz-Feld, welches weit über das hinausgeht, was im Rahmen eines Universitätsstudiums, einer anschließenden Promotion und auch einer begleitenden hochschuldidaktischen Qualifizierung in aller Regel gelernt wird. Aber viele Lehrende in der Friedens- und Konfliktforschung zeigen sich auch besonders hoch motiviert, solche breiten Kompetenzen zu erwerben und auf ihrer Grundlage Friedens- und Konfliktforschung zu lehren. Damit ist jedoch nur ein Teil der Voraussetzungen geschaffen, Konfliktkompetenz umfassend zu lehren. Denn angenommen, wir hätten – unter welchen Voraussetzungen auch immer – solche hochkompetenten Lehrenden mit Konfliktkompetenz in allen drei Dimensionen und zusätzlicher besonderer Reflexionskompetenz verbunden mit übermäßig ausgeprägter Kommunikationskompetenz: dann bedeutete dies noch lange nicht, dass diese Kompetenzen ständig und dauerhaft in angemessener Weise zur Anwendung kommen könnten, denn solches ist in erheblichem Maße abhängig

- von der persönlichen Situation und Verfassung der*s Lehrenden;
- von der jeweils anderen Person / Konfliktpartei;
- von den sich ständig wandelnden Konfliktkonstellationen und Rahmenbedingungen, in denen wir lehren.

Nun sind jedoch solche Herausforderungen sozialer Interaktionsprozesse auch nicht exklusiv in der Lehre der Friedens- und Konfliktforschung vorhanden. Sozialpädagogische Aufgabenstellungen, ärztliches Handeln oder therapeutische Settings kennen strukturell ganz ähnliche Herausforderungen und haben schon seit langem Formate entwickelt, wie sie kompetent damit umgehen können. Vielleicht sollten wir von diesem Ende her damit beginnen, auch bezogen auf die Lehre in der Friedens- und Konfliktforschung mit solchen Formaten zu experimentieren, um etwas darüber zu lernen, wie wir unsere Konfliktkompetenzen schulen und pflegen, um sie auch wirkungsvoller lehren zu können. Balint-Gruppen, Intervisions-Treffen, Selbsterfahrungs-Gruppen, Gruppenanalytische Supervision oder therapeutische Begleitung sind breit etablierte Formen zur kontinuierlichen Sicherstellung und Steigerung von Reflexions- und Kommunikationskompetenz. Warum greifen wir bisher nicht darauf zurück?

Wenn nun mancherorts die universitäre Lehre der Friedens- und Konfliktforschung unter Druck gerät, besonderer Legitimation bedarf oder gar beseitigt wird, ist vielleicht der richtige Zeitpunkt gekommen, ernsthaft darüber nachzudenken, solche Reflexions-Formate auch nur ansatzweise zur Begleitung unserer wöchentlichen Konflikte in einzelnen Lehrveranstaltungen mit besonders interessierten Studierenden zu etablieren. So ließen sich die notwendigen Erfahrungen sammeln, um über eine sukzessive Verbreitung eines solchen Programms der Lehre einer dreidimensionalen Konfliktkompetenz nachzudenken, und im intensivierten Austausch auch die nächsten noch erforderlichen Schritte in die Wege leiten.

Literatur:

Berkel, Karl 2014: Konflikttraining. Konflikte verstehen, analysieren, bewältigen, 12. Auflage, Hamburg.

Bös, Matthias / Schmitt, Lars / Zimmer, Kerstin (Hrsg.) 2015: Konflikte vermitteln? Lehren und Lernen in der Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden.

Büttner, Christian 2002: Forschen – Lehren – Lernen. Anregungen für die pädagogische Praxis aus der Friedens- und Konfliktforschung, Frankfurt a.M.

Edmüller, Andreas / Jiranek, Heinz 2010: Konfliktmanagement, Freiburg.

Herrmann, Franz 2013: Konfliktkompetenz in der Sozialen Arbeit, München.

Kilb, Rainer 2012: Konfliktmanagement und Gewaltprävention. Grundlagen, Handlungsfelder und Konzeptionen, Wiesbaden.

Kreuser, Karl / Robrecht, Thomas / Erpenbeck, John 2012: Konfliktkompetenz. Eine strukturtheoretische Betrachtung, Wiesbaden.

Reiber, Tatjana 2012: Macht in der Lehre der Friedens- und Konfliktforschung, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 1: 1, 163-172.

Weller, Christoph 2014: Konfliktanalyse in der Konfliktforschung, in: Bock, Andreas M. / Henneberg, Ingo (Hrsg.): Iran, die Bombe und das Streben nach Sicherheit. Strukturierte Konfliktanalysen, Baden-Baden, 15-31.

Weller, Christoph 2016: Friedens- und Konfliktforschung – Herausforderung für die Internationalen Beziehungen, in: Masala, Carlo / Sauer, Frank (Hrsg.): Handbuch Internationale Beziehungen, Wiesbaden; DOI 10.1007/978-3-531-19954-2_16-1